

Der Herr der Zeit

Im Jahre 2997 auf Cry State, der größten Unterwasserstadt der Welt:

Hallo! Zuerst möchte ich mich mal vorstellen. Ich heiße Jack und wohne in Cry State in der River Street 9. Als ich heute aufwachte, ging ich wie immer ins Bad und rieb mir das Zahnpulver in die Zähne. Danach zog ich mich an und legte mir meinen Crycorder an. In einem Crycorder befindet sich dein Ausweis, deine persönlichen Daten und vieles mehr. Es funktioniert wie früher ein Handy, Du kannst Nachrichten verschicken und auch Spiele spielen. Der Crycorder verfügt aber auch über einen starken Laser, mit dem man sich zur Not verteidigen kann. Du kannst spezielle Türen mit ihm öffnen und dir auch deinen Stundenplan für die Schule anzeigen lassen. Nachdem ich aus dem Bad kam, ging ich wie jeden Morgen zur Cryes School. In der ersten Stunde hatten wir Mathe. Ms. Scar ließ uns gigantische Rechnungen ausrechnen. Danach hatten wir Deutsch mit Mr. Ressar. Man kann sagen, der Schultag verlief im Schneckentempo. Nach der Schule ging ich nach Hause und freute mich schon, denn ich wollte zu meinem Opa Theodor! "Wann fahren wir endlich los?", fragte ich meine Mutter. Sie fragte zurück: "Wohin denn?" "Na, zu Opa Theodor!", rief ich. Meine Mutter wunderte sich: "Opa Theodor ist doch schon seit 7 Jahren tot?" Da bemerkte ich, dass hier etwas nicht stimmte. "Das stimmt doch gar nicht!" Meine Mutter schaute mich fragend an. "Du weißt doch aber schon, dass Opa Theodor nicht mehr lebt?" Sie schüttelte den Kopf und verschwand in der Küche. Ich ging in mein Zimmer und dachte nach. Aber dann wollte ich kurzentschlossen zu Mama gehen, um ihr zu sagen, dass das nicht lustig war. Da hörte ich Stimmen aus der Küche. Meine große Schwester Leni war auch nach Hause gekommen. Ich bin 11 und sie ist schon 16 Jahre. Sie protestierte laut: "Was redest du denn da? Opa Theodor ist doch nicht tot!" Dann stampfte auch sie in ihr Zimmer. Ich schlich ihr hinterher und klopfte vorsichtig an ihre Türe, dann öffnete ich sie. "Was ist?", brummte sie. "Ich, äh, wollte fragen, ob du Opa Theodor auch nicht vergessen hast?", fragte ich vorsichtig. "Natürlich nicht", entgegnete sie, "wie könnte ich ihn vergessen? Außerdem haben wir Opa Theodor doch letzte Woche erst gesehen." Wir dachten lange nach. Schließlich liefen wir von einem Familienmitglied zum nächsten. Aber niemand wusste auch nur das Geringste von Opa Theodor und alle behaupteten, er sei bereits tot. Wir waren sehr niedergeschlagen. Als wir auf dem Weg zurück nach Hause in eine Seitengasse bogen, sahen wir einen Mann, der telefonierte. Er sagte gerade: "Projekt Theodor ist abgeschlossen, wir müssen schnell die Maschine zerstören, damit niemand etwas davon erfährt, sonst komme ich noch ins Gefängnis!" Wir schauten uns gegenseitig an. "Der redet

doch von Opa Theodor“, flüsterte ich Leni zu. „Der Typ kommt mir irgendwie seltsam vor. Lass uns ihm folgen“, antwortete Leni. In diesem Moment legte der Mann auf, indem er seinen Crycorder ausschaltete. Er schnappte sich einen Speeder und raste in Richtung U-Boot-Docks davon. Wir nahmen uns ebenfalls einen Speeder, der an einem Hochhaus parkte. Ab 15 darf man mit den öffentlichen Speedern fahren und meine große Schwester ist zum Glück schon 16. Wir rasten in einem Affentempo hinterher. Als wir bei den Docks ankamen, sahen wir ihn gerade noch in eine Seitengasse abbiegen. Wir stiegen ab und lugten vorsichtig um die Ecke. Aber niemand war da, außer einer Katze, die nach etwas Essbarem in einer Mülltonne suchte. Als sie uns sah, hüpfte sie von der Mülltonne und verschwand in einer dunklen Ecke. Da fiel mir ein leicht geöffneter Gullideckel auf. „Schau mal, der Gullideckel“, wisperte ich zu Leni. Wir schlichen uns an den Gulli heran und hoben ihn gemeinsam hoch. Wir legten ihn neben das große Loch, das sich jetzt vor uns im Boden befand. Zum Glück hatten wir unsere Crycorder am Handgelenk, die uns als Taschenlampen dienten und tasteten uns langsam über eine Leiter in das Loch hinein. Es roch etwas muffig. Unten angekommen, entdeckten wir den Mann, der an etwas herumwerkelt. Er war so beschäftigt, dass er uns gar nicht bemerkte. Wir schlichen langsam von Ecke zu Ecke, bis Leni auf ein Stahlblech trat. Es schepperte! Schnell versteckten wir uns hinter einem Haufen Zahnrädern und Blechen. „Was war denn das?“, wunderte sich der Mann und drehte sich auf seinem Stuhl herum. „Hm, bestimmt nur eine Maus.“ Dann drehte er sich wieder zu seinem Schreibtisch. „Ich habe eine Idee“, flüsterte Leni, „wir lenken ihn ab und sperren ihn dann in den Nebenraum, da hinten hängt glaube ich der Schlüssel.“ „Gute Idee“, wisperte ich. Als Nächstes nahm ich eine leere Blechdose und schmiss sie mit aller Kraft in den Nebenraum. – Klonk! Schepper! – „Was wird das denn jetzt?“, rief der Typ und stampfte in den Raum nebenan. Leni schnappte sich den Schlüssel, schlug die Tür zu und drehte den Schlüssel im Schloss herum. „He, was soll das?“, schrie er. „So, den sind wir jetzt erstmal los“, kicherte ich. Erst jetzt fiel uns eine gigantische Maschine auf, die über und über mit Touchscreens und elektromagnetischen Verbindungen übersät war. „Hey, so eine hab ich schon mal in der Zeitung gesehen. Das ist eine Zeitmaschine, aber eigentlich sind sie illegal“, stellte Leni fest, „es könnte sein, dass er damit durch die Zeit gereist ist, um Opa Theodor zu töten.“ „Stimmt, das könnte sein!“, rief ich, „wir könnten auch in der Zeit reisen, um Opa Theodor zu retten, lass es uns versuchen!“ „Genau, das schaffen wir schon!“, rief Leni. Gemeinsam gingen wir zu der gigantischen Maschine. Da rief ich: „Schau mal, sie ist sogar noch eingestellt! Hier steht: 2990, 14. Juli um 12 Uhr! Dann stellen wir 11:50 ein, um Opa zu retten!“ „Gut“, antwortete Leni begeistert. Sie machte sich an einem Touchscreen zu schaffen und stellte 10 Minuten vor der eingestellten Zeit ein. Dann stiegen wir in die Maschine ein. An der Seite war ein großer roter Knopf zu sehen. Auf ihm stand

"Start". "Wo landen wir eigentlich?", grübelte ich laut, "am Ende landen wir in Opas Wohnzimmer, samt der Maschine." Aber nach kurzer Zeit war auch dieses Problem gelöst. Am Eingang der Maschine entdeckten wir eine Ortsangabe: "Garten, Cessna Street 57." Da waren wir beruhigt, denn es war Opas Adresse. Wir stiegen ein und Leni drückt todesmutig auf den roten Knopf. Es machte Kabumm und die Maschine sauste mit atemberaubender Geschwindigkeit ins Nichts. Es wurde dunkel um uns herum. Dann machte es Rumms. Stille. Ich machte langsam die Augen auf. Wir standen samt der Maschine in einem großen Garten. Plötzlich machte es wieder Rumms. Neben uns landete noch eine Zeitmaschine. "Leni, komm! Der komische Typ ist auch schon da!", schrie ich und rüttelte an Leni herum, die etwas benommen wirkte. Als sie wieder bei sich war, stürzten wir aus der Maschine. Die Türen des Hauses waren aber fest verschlossen. Zum Glück lag aber auf dem Boden eine Metallstange herum. Leni nahm sich diese und zerschlug damit das Terrassenfenster. Gemeinsam rannten wir ins Haus. Ich befahl: "Leni, du suchst oben und ich unten!" Das taten wir auch. In der Zwischenzeit war der Mann aus seiner Maschine ausgestiegen und rannte auf das Haus zu. "Hier ist Opa", rief Leni. Ich rannte ihr hinterher und fand sie zusammen mit Opa Theodor im Schlafzimmer. Opa Theodor war reichlich verwirrt: "Wer seid ihr? Was wollt ihr von mir?" "Wir wollen dich retten, Opa. Wir sind deine Enkel Jack und Leni aus der Zukunft. Wir wollen dich retten. Unten ist jemand, der vermutlich bewaffnet ist und versuchen wird, dich zu töten. Wir müssen uns beeilen!", erklärte ich schnell, schnappte mir eine Bettdecke und einige andere Bettlaken. Diese verbanden wir miteinander, befestigten sie am Bett und ließen sie aus dem Fenster baumeln. "Komm, Opa Theodor, wir schaffen das!" Nacheinander kletterten wir aus dem Fenster. Unten trafen wir den wütenden Mann. Er hatte ein Lasergewehr in der Hand. Als er uns sah, schoss er eine Salve von Schüssen ab, aber wir konnten uns noch rechtzeitig ducken. "Wir haben nur noch 3 Minuten, bis dahin müssen wir wieder in der Zeitmaschine sein, das stand auf dem Display", flüsterte ich. Da fiel Opa etwas ein: "Kommt mit, im Keller sind noch einige Sachen, die uns nützlich sein könnten, um an ihm vorbeizukommen." Schnell rannten wir wieder ins Haus. Im Keller fanden wir ein paar Baseballschläger. Wir nahmen uns ein Dutzend und rannten nach oben in den ersten Stock. "Noch zwei Minuten!", bemerkte ich. Wir schmissen die Baseballschläger nacheinander aus dem Fenster, nach dem Typen und einen bekam er auch tatsächlich an den Kopf und taumelte zurück. Zusammen kletterten wir wieder aus dem Fenster, indem wir uns abseilten. Unten fanden wir den Typen auf der Terrasse liegend. Plötzlich wollte er aufstehen und auf uns losgehen. Aber Opa Theodor war schneller. Er packte sich einen Schläger und verpasste ihm eine Kopfnuss. Damit hatten wir gesiegt. Wir rannten zur Zeitmaschine zurück und stiegen ein, außer Opa Theodor, der musste ja in der Vergangenheit bleiben. Kabumm!!! Wir flogen wieder ins Nichts und landeten mit einem gewaltigen Krach wieder in der

Werkstatt. Plötzlich machte es Knacks, die Maschine war auf dem Schreibtisch gelandet. Der Mann war nirgends zu sehen. Er hatte es nicht rechtzeitig zu seiner Zeitmaschine geschafft und war für immer in der Vergangenheit gefangen. Wir stiegen mit wackeligen Beinen aus. Das ganze Labor war verwüstet. Da entdeckte ich eine Zeitschrift auf dem Boden. Darauf stand: "Der Wissenschaftspreis des Jahres 2997 geht an Professor Theodor Thomas. Das Preisgeld von 1 Million Crydits wird am kommenden Samstag an ihn verliehen. Elon Cilaco ist mal wieder der 2. Platzierte." Darunter war ein Bild von dem Typen zu sehen, den wir die ganze Zeit verfolgt hatten. Daneben war ein großes Bild von Opa Theodor zu sehen. "Jetzt verstehe ich, dieser Elon Cilaco hat versucht Opa zu töten, um die Wissenschaftspreise und damit das ganze Geld zu gewinnen!", rief ich. "Ja, genau. Jetzt verstehe ich es auch," meinte Leni. Ich schlug vor: "Komm, jetzt lass uns zu Opa Theodor gehen. Wir wollten ja eh zu ihm, ich freue mich so!"

ENDE

Meine Kurzgeschichte (von Helene Kinze, 5c)

„Die überragende Fahrt“

Ein Kannibalenmädchen sah man im Urwald nicht sehr selten. Zumindest in dem, von dem ich erzähle. Ich meine den Urwald, in dem der bekannteste Postbote überhaupt lebt. Ich meine natürlich Häuptling Raabenaas.

Komme ich nun aber wieder zu Petersilie, dem Kannibalenmädchen. Sie streifte durch den Urwald und fand schließlich, wonach sie suchte: Die große Lichtung, auf der das Luftschiff von Häuptling Raabenaas stand.

Die Rampe des Schiffes war ausgeklappt und Petersilie dachte sich: „Wenn er die Rampe unten gelassen hat, dann heißt es wohl, dass ich an Bord kommen kann.“

Kurzerhand betrat sie das Schiff und staunte: Das Deck war riesig und glänzte, weil es schon so oft poliert worden war. Petersilies Mund verzog sich zu einem Lächeln. So hatte sie sich das legendäre Luftschiff vorgestellt.

Aus einer der drei Kajüten drang ein Geräusch und je näher Petersilie der Kajüte kam, desto lauter wurde das Geräusch. Als sie fünf Schritte davon entfernt war, identifizierte sich das Geräusch als Musik. Sie trat an die Tür der Kajüte und klopfte. Sie wartete kurz, doch niemand machte auf. Sie klopfte erneut und wieder passierte nichts. Sie wollte die Tür öffnen, doch sie war verschlossen. Sie drückte die Klinke noch einmal herunter und aktivierte so einen Mechanismus. Innerhalb der Kajüte ratterte und knackte es.

Schließlich klickte es und die Tür schwang auf. Dahinter kam ein Mann zum Vorschein. Er war so um die 30 Jahre alt und auf seinen braunen Haaren saß eine Mütze. Sein Kinnbart war ebenfalls braun. Sein weißes Hemd war verknittert und seine Hose schmutzig. Als er Petersilie sah, klopfte er schnell seine Hose ab und strich sein Hemd glatt. Dann erst begrüßte er sie: „Hallo, ich bin Häuptling Raabenaas. Verzeihung wegen der Party und er verschlossenen Tür. Ich habe keine Kunden. Wie heißt du?“ Petersilie zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Ich bin Petersilie, eine Kannibalin. Aber ich habe noch nie etwas Schreckliches getan. Außerdem kannst du mit deiner Party jetzt aufhören, denn ich bin ein Kunde.“ Ungläubig hakte der Häuptling nach: „Wirklich?“ Petersilie nickte nur und schaute auf ihre Fingernägel und pfiff. Raabenaas sprang in die Höhe und rief: „Yes!!!!“ Die Bodendielen knarzten, als er wieder aufkam.

Sofort sprang er zur Kajüte und drückte die Klinke herunter. Er fluchte, denn die Tür war verschlossen. „Verdammt! Die haben von innen abgeschlossen und ich hab meine beiden Schlüssel da drinnen!“ Das einzige was er tun konnte, war den Mechanismus aktivieren. Es knackte und ratterte im Inneren der Kajüte wieder und irgendwer schimpfte. Es klickte im Türschloss und Raabenaas öffnete die Tür. Es flogen Ballons durch die Gegend und die Lichter flackerten. Die ganze Zeit flog irgendwas irgendwo herum.

Häuptling Raabenaas machte das Licht an und alles stöhnte auf. Ein ganz dreister Mann rief: „Ey! Was soll das? Ich will die Party weiter machen!“ Raabenaas übertönte alle und rief: „Raus hier! Die Party ist zu Ende! Na Los, alle runter vom Schiff!“

Es dauerte einige Minuten, bis alle vom Schiff runter waren.

Raabenaas fragte Petersilie: „Was willst du denn jetzt eigentlich?“ Petersilie überlegte kurz, denn vor lauter Aufregung, hatte sie fast vergessen, weswegen sie hier war. „Ich glaube, ich wollte die eine goldene Zahnbürste aus San Francisco. Aber es gab einen Haken.“ Raabenaas nickte und schaute auf seine riesige Landkarte von der ganzen Welt.

Er suchte die Stadt San Francisco. Er fand sie und wusste sofort: Es würde eine gefährliche Reise werden. Er sagte zu Petersilie: „Pack deine Sachen und dann geht es los. Du musst mitkommen, denn ich kann nicht ohne Begleitung über das Meer fliegen. Das geht nicht.“ Petersilie nickte, erwiderte jedoch: „Ich hab keine Sachen. Ich bin vor den anderen Kannibalen geflohen.“ „Gut. Dann können wir direkt starten. Geh du schon mal nach oben. Ich komme gleich nach.“ Petersilie stieg an Deck und genoss die leichte Brise.

Raabenaas blieb unter Deck und putzte sich heraus. Im Spiegel betrachtete er sich. Aus seiner Tasche zog er ein Messer und setzte es an seinen Bart. Es flogen Haare durch die Gegend und als er fertig war, hatte er seinen Bart geschoren und die Haare gekürzt. Auf seine neu geschnittenen Haare setzte er noch eine blaue Kapitänsmütze und die Reise konnte losgehen. Er trat an Deck und der leichte Wind zerzauste sein Haar.

Als er an das riesige Steuerrad trat, sah er zum ersten Mal wie ein guter Kapitän aus. Die Segel setzten automatisch und er steuerte auf die Küste zu.

Etwa zehn Minuten nach dem Abflug konnte Petersilie das Meer sehen. Sie schrie freudig auf, doch ihr Schrei wurde vom Wind verschluckt und weggetragen. Sie flogen in Windrichtung und wenn sie mal vom Kurs abkamen, dann lenkte Raabenaas sie wieder in die Spur.

Die Sonne verschwand einige Stunden später im Horizont und die Nacht brach an. Raabenaas klemmte das Lenkrad ein, sodass sie den Kurs hielten und beide gingen in ihre Kajüten. Häuptling Raabenaas lag noch lange wach, denn er dachte über den Tag nach. Endlich hatte er wieder einen Auftrag und konnte das tun, was er so liebte: in ferne Länder zu fliegen.

Petersilie war schnell eingeschlafen und hatte einen schönen Traum.

Draußen wütete ein Sturm, doch beide bemerkten nichts. Das Schiff wurde immer mehr zum tosenden Meer gezogen und erst, als sie auf die Wellen klatschen, erwachte Petersilie. Sie sprang auf und lehnte sich gegen das Fenster. Sie sah das Wasser immer näher kommen und rannte an Deck. Raabenaas war noch in seiner Kajüte und Petersilie rannte herein. Er schlief tief und fest in seiner Hängematte. Auf dem Boden lag immer noch ein bisschen Konfetti von der Party. Sie schüttelte ihn wach und erschrocken setzte er sich auf. „Was passiert hier?“ Petersilie schrie durch den Lärm: „Ich weiß es nicht. Aber wir werden immer näher zum Wasser gezogen und jetzt versinken wir gerade. Du musst irgendwas machen!“ Beide rannten zurück an Deck und Raabenaas griff sofort das Steuerrad. Als er es wieder aus der Festklemmung befreit hatte, drehte es sich wild hin und her und Raabenaas konnte es nicht greifen. Er blickt sich um und griff dann einen großen Stab. Das Schiff schwankte inzwischen hin und her und Petersilie wurde schlecht.

Raabenaas rammte den großen Stock ins Lenkrad und bracht es so zum stocken. Doch er war zu spät. Das Schiff war so tief gesunken, dass auf das Deck schon Wasser lief. Raabenaas

packte Petersilie und zog sie in seine Kajüte. Er verbarrikierte die Tür mit Tischen und Stühlen.

Langsam floss auch das Wasser in die Kabine. Raabenaas rief: „Halt dich irgendwo fest!“ Beide versuchten, die zwei Griffe an der Wand zu greifen, doch genau in diesem Moment legte das Schiff sich auf die Seite und sie wurden durch die Kajüte geschleudert. „Mist!“, rief Raabenaas. Sie konnten sich nicht mehr bewegen, da die Tische und Stühle auf sie gefallen waren. Das Wasser wurde immer mehr und als Petersilie ein herumfliegendes Holzstück gegen den Kopf bekam, wurde sie bewusstlos.

Als Petersilie aufwachte, fand sie sich neben Raabenaas wieder und zappelte herum. So schaffte sie es, frei zu kommen. Sie stand auf und fror, denn ihre Hose und T-Shirt waren noch nass. Das Wasser stand ihr nur noch bis zum Knöchel und es sank auch langsam. Sie schüttelte Raabenaas, doch er wachte nicht auf. Sie schüttelte noch ein bisschen und wandte sich dann ab. Sie war sich sicher: er würde nicht aufwachen.

Mit ihrem Shirt wischte sie sich eine Träne ab. Sie schniefte einmal kurz und drehte sich dann um.

Raabenaas lag noch immer unter den Stühlen und Tischen begraben. Sie kniete sich neben ihn und wollte um ihn trauern, doch er hustete plötzlich und sie erschrak fürchterlich.

Langsam öffnete er seine Augen und schloss sie wieder. „Hey! Das du mir hier nicht wegnickst! Das gehört sich so nicht!“, schrie Petersilie ihm ins Ohr. Er blinzelte und ließ unter voller Anstrengung seine Augen offen. Petersilie half ihm, die Tische und Stühle von ihm herunter zu bekommen. Er stöhnte und richtete sich schließlich auf. Er torkelte ein wenig und kam dann zum still stehen.

„Das war krass. Aber wo ist das ganze Wasser hin? Ich meine, warum geht es uns nur bis zum Knöchel? Es müsste doch schon längst die ganze Kajüte beinhalten. Wir sind doch gesunken! Das haben wir gesehen!“, fragte Raabenaas verwundert. Er runzelte die Stirn und wollte gerade die Kajüte aufmachen, als Petersilie hin am Arm griff und zurückzog: „Was, wenn das Wasser nur nicht in die Kabine kommt? Vielleicht werden die Ritzen ja von irgendetwas verstopft. Wenn du jetzt also die Tür aufmachst, und meine Theorie stimmt, dann werden wir sofort ertrinken! Willst du das?“ Raabenaas überlegte kurz und sagte dann: „Nein, ich will das nicht. Aber guck mal, wir haben hier drinnen nur ganz wenig zu Essen und wenn wir wirklich noch unter Wasser sind, dann sinken wir weiter. Und irgendwann müssen wir nach oben, weil uns der Sauerstoff oder das Essen ausgeht. Früher oder Später müssen wir nach oben und früher ist besser, weil wir dann nicht so einen weiten Weg nach oben haben. Vielleicht sind wir aber auch schon auf dem Meeresgrund, das kann auch sein.“ Petersilie nickte und ließ ihn los. Sie hielt sich allerdings noch an ihm fest.

Raabenaas zog die Tür auf und zu dem Erstaunen beider fanden sie vor sich kein Wasser, sondern eine grelle Lichtquelle. Sie schlossen die Augen, denn sie waren geblendet. Beide tasteten sich vorsichtig auf Deck und öffneten dort langsam die Augen. Vor ihnen erstreckte sich eine bunte, helle, leuchtende Welt, so wie die beiden es noch nie gesehen hatten. Überall liefen Wesen mit den schönsten Frisuren und Kleidungen herum. Sie leuchteten förmlich. Die Welt war so schön, dass Petersilie der Mund offen stand und Raabenaas mit riesigen Augen durch die Gegend glotzte. Noch nie hatten sie etwas so schönes gesehen.

Petersilie kam als erstes wieder in Fassung und stammelte: „Wo sind wir hier? Was ist das für eine Welt? Warum sind wir nicht vom Meer verschluckt worden? Sind wir tot und das ist der Himmel?“ Bevor Raabenaas auch nur einen Laut von sich geben konnte, bemerkten sie einen alten Mann der geradewegs auf sie zu lief und zwar durch die Luft. Er stieg wie eine unsichtbare Rampe zum Luftschiff hinauf. Die Haare des Mannes leuchteten in Regenbogenfarben, so wie auch sein langer weiter Mantel. In seinen Händen hielt er einen großen Stock aus Holz, auf dem oben ein hell leuchtender Diamant saß.

Als er vor Raabenaas und Petersilie angekommen war, sprach in mächtiger tieferer Stimme: „Willkommen, Fremdlinge. Ich heiße euch in Fantasia willkommen. Welch eine Freude, mal ein paar Besucher hier zu haben. Sie müssen wissen, durch unsere Tore kommen nicht viele Wesen. Sie sind die zweiten in der ganzen langen Geschichte von Fantasia. Bitte erzählt uns, wie ihr uns besuchen konntet.“ Die beiden nickten und folgten dem Mann. Er hielt vor einem Haus und machte eine Handbewegung und die Tür glitt auf. Im Inneren des Hauses funkelte und glitzerte es überall. Sie setzten sich auf das wirklich sehr weiche Sofa und erzählten dem Mann, wie sie hergekommen waren. Als sie endeten, sprach der Mann: „Wirklich sehr merkwürdig. Die letzten Besucher, die wir hatten, waren genauso hierhergekommen.“ Petersilie schaute sich mit leuchtenden Augen um. Sie fand gefallen an dieser Welt. Sie wollte dort bleiben. Doch Raabenaas fand das genaue Gegenteil. Er fand diese Welt kitschig und fragte: „Wie kommen wir zurück?“ Der Mann erwiderte: „Ich kann euch ein Portal öffnen, durch das ihr wieder in eure Welt kommt.“ Raabenaas nickte und Petersilie schaute ihn an. „Häuptling Raabenaas, ich möchte hierbleiben. Ich liebe diese Welt. Lass mich bitte hier! Im Urwald habe ich sowieso niemanden, der mich vermissen wird.“ Raabenaas schluckte, konnte aber nicht sagen, dass *er* sie vermissen würde. Er nickte bloß und schaute auf seine Füße.

Etwa eine Stunde später war alles so weit: das Schiff war mit bunten Fahnen behängt und bunt bemalt worden. Raabenaas trug immer noch sein Hemd mit der dunkelblauen Hose, doch Petersilie trug ebenso leuchtende Kleider, wie alle anderen Wesen. Der alte Mann hatte sich auch ein wenig herausgeputzt und wirbelte nun mit den Händen und öffnete so das Portal. Petersilie drehte den Kopf weg, denn es blendete stark. So verpasste sie jedoch den Abflug von Häuptling Raabenaas. Als sie sich wieder umdrehte, war er schon durch das Portal geflogen. „Nein! das kann nicht sein!“, rief sie empört. „Ich wollte mich von ihm verabschieden!“

Eine Woche später

Auf einem großen Marktplatz der bunten Welt standen die Bewohner in bunten Kostümen in einem Kreis und drehten und tanzten und sangen. In ihrer Mitte stand der alte Mann in der prachtvollsten Robe, die man sich überhaupt nur vorstellen konnte. Er hob einen riesigen Kranz und setzte sie einer kleineren Gestalt auf den Kopf. Natürlich war es Petersilie. Als der Kranz ihren Kopf berührte, vollzog sich an ihrem Körper eine Verwandlung. Sie wurde ebenso bunt und strahlend wie auch alle anderen Bewohner von Fantasia. Sie schaute an sich herunter und strahlte dann die Bewohner, die klatschten, an. Endlich war sie etwas Besonderes.

Für immer und ewig

Ein Sturz ins Ungewisse an der Schwelle zur Unendlichkeit

Hallo, liebes Tagebuch ich möchte dir ein wenig von meinem Leben und dem größten Abendteuer meines Lebens erzählen. Alles begann damit, dass Mama unbedingt einen neuen Job brauchte und dafür ausgerechnet mit mir aus unserem Landhaus in die Stadt zog. Das gefiel mir gar nicht, ich musste alles zurückerlassen was ich liebte: Meine vielen Blumen, meine allerbeste Freundin Keira und mein wunderschönes Haus. Doch wie ich sah störte das Mama gar nicht. Wahrscheinlich dachte sie nur an ihren Job...Mama rief mir zu: „Maja, mein Schatz wir haben es eilig! Mama wusste echt nicht wie es mir im Moment ging! Ich ging runter zu Mama, sie sprach ganz sanft zu mir: „Maja wir gehen jetzt.“ Ich seufzte kurz und lief Mama hinterher. Wir stiegen ins Auto und ich brach auf einmal in Tränen aus. Mama sprach besorgt: „Ich habe dir doch erzählt, es wird schön.“ Die Zeit verging und irgendwann hörte ich auch auf zu weinen. Schließlich waren wir da. „Das ist unser Zuhause!“, sagte meine Mama begeistert. Es war zumindest umzingelt von Rankenpflanzen. Als ich endlich in meinem neuen Zimmer war, dachte ich über meine allerbeste Freundin Keira nach. Als ich das tat hörte ich Mama die Stufen heraufsteigen. „Maja es gibt etwas was ich mit dir besprechen muss, also... Du musst morgen schon in die Schule.“ Ich schaute sie ganz traurig und gleichzeitig wütend an. „Mama ich möchte alleine sein, bitte geh!“ Sie schaute mich entsetzt an und ging. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, aber Mama weckte mich ganz früh um 8 Uhr. Wir stiegen ins Auto und fuhren zu meiner neuen Schule. Die Schule war gleich um die Ecke. Mama und ich stiegen aus dem Auto und suchten meine Klasse die 6c. Aus dem Klassenzimmer kam ein Mann mit großer Brille auf uns zu und schaute uns an. „Sind Sie Frau Blumenfein?“ Ja, genau, Maja ist die Neue.“ Ich betrat die Klasse ganz vorsichtig, es waren so viele Kinder. „So, meine Liebe setz dich mal neben Piya.“ Und dann wurde ich ausgerechnet neben einem rothaarigen Mädchen gesetzt. Dort sahen wirklich alle aus wie verwöhnte Stadtkinder! Der Unterricht begann, wir sprachen die ganze Zeit über Konsonanten und Endungen, und so verlief der ganze Tag bis zur Pause. Doch dann geschah es: Das was ich eigentlich nicht erzählen will, aber muss...Es geschah als ich in der großen Pause auf Toilette wollte und mich fünf Jungs aus meiner neuen Klasse blockierten. „Könntet ihr mich vielleicht durchlassen?“, fragte ich etwas ängstlich. „Nein, können wir nicht, Dorf Mädchen!“ Zwei Jungs fassten mich an den Armen und der andere nahm sein Handy heraus und fotografierte mich. Ich fing an richtig laut zu weinen, dass mich die ganze Schule hörte. Die Jungs verschwanden wie Angsthasen und auf einmal platzte Piya hinein. „Was ist denn hier passiert? Alles gut Maja?“ Sie tröstete mich und wir gingen zusammen zum Mittagessen. Ich holte mir gerade eine Portion und lief in Richtung Piya, bis mich ein Mädchen schubste und ich auf den Boden fiel. Alle, außer Piya lachten mich aus, Piya tat genau das wie vorher, sie nahm mich bei der Hand und ging mit mir raus. „Alles okay Maja?“ Hm...Mein Arm tut etwas weh, sagte ich traurig. „Piya, warum bist du eigentlich so, dass du die ganze Zeit zu mir hältst?“ Sie blickte mich ernst und gleichzeitig so liebevoll an, dass ich merkte, dass sie etwas Besonderes war. „Ich kann dich verstehen.“ Sagte sie. „Du, Maja ich will dir mal was zeigen.“ Wir beide liefen ganz lange, ungefähr eine Stunde bis wir bei ihr waren. Sie führte mich in ihr Wohnzimmer, das voller Uhren war. „Du, Piya warum hast du denn so viele Uhren?“ „Mein Vater ist Uhrenmacher.“ „Du Maja, du musst mir jetzt versprechen das du das niemanden erzählst, okay?“ Ich sah eine riesige Maschine und jetzt wusste ich auch um was es sich handelte: Um eine richtige Zeitmaschine! Piya nahm mich bei der Hand und das Haus begann sich zu drehen und der Boden öffnete sich, wir fielen so tief, dass ich die ganze Zeit ohnmächtig wurde. Schließlich fühlte ich wieder Boden unter den Füßen. „Wo sind wir?“ „Wir befinden uns gerade im Jahre 3023!“ Die Welt war so bezaubernd und so unglaublich, dass ich fast umfiel. Wir gingen als erstes zum „ALLES WISSER“, dort konnte man nach Leuten, wo man sehen möchte wie sie sich entwickelt haben, im Menschenbuch nachschauen. Doch als wir das taten, fing Piya auf einmal an zu weinen. „Piya, warum weinst du denn?“ „Als ich nach meinem Vater suchte, hatte ich das Datum, an dem er sterben würde gesehen, und das ist auch gar nicht mehr so lange hin...“sagte sie so traurig, dass ich sie beinahe nicht verstand. „Du bist nicht die Einzige...“sagte ich. Sie schaute mich ganz lieb an und umarmte mich auf einmal. In diesem Moment, verstand ich erst, dass, wir richtige Freunde waren. „Aber was bleibt denn für immer?“ An dieser Frage knobelten wir dann ganz lange.“ „Es ist die Freundschaft!“ sagte sie erstaunt. „Ja, stimmt!“ rief ich. Und so saßen wir dort immer noch und dachten an unsere Freundschaft. Jetzt bin ich auch sehr froh, dass ich mit Mama mitkam und wenn ich richtig nachdenke ist es in der Stadt eigentlich gar nicht so schlimm. So habe ich nämlich verstanden, was das Wichtigste im Leben ist: „Es ist die Freundschaft!“

Mina Lorin Erdal; 5c
Schreibwettbewerb

Gespenster

Die Leuchtröhre dröhnt. Schon seit Tagen hört sie dieses Geräusch. Die Sonne scheint. Jenseits des Zimmers tobt das Leben. Menschen, für die ein misslungener Haarschnitt das Ende der Welt bedeutet. Menschen, die das Leben für selbstverständlich erachten. Die vergessen, sich glücklich zu schätzen.

Die Leuchtröhre dröhnt. Auf dem Gang sind Schritte zu hören. Das wundert sie, das Zimmer liegt im stillen Teil des Gebäudes, auf einem abgelegenen Gang.

Außer ihr sind nur wenige weitere Personen hier untergebracht.

Sie lauscht dem leisen, aber stetig näher kommenden Geräusch.

Die Leuchtröhre dröhnt.

Die Tür wird geöffnet und eine Person wird in den Raum geführt. Sie ist nicht weniger ein Gespenst als der weiße Kittel, der schnell wieder aus dem Raum huscht, nicht ohne ein unsicheres, trauriges Lächeln, und die beiden Fremden allein zurücklässt.

Die Leuchtröhre dröhnt. Sie hebt vorsichtig den Kopf und blinzelt zu der Leidensgenossin hinüber.

Wie gerne sie mit ihr geredet hätte. Doch allein schon den Kopf zu heben kostete sie zu viel Kraft.

Langsam lässt sie ihn zurück auf ihr weiches, weißes Kissen sinken.

In dem Raum war es nun dunkel. Dunkel und ruhig, nur das Atmen der beiden Frauen in ihren Betten bricht die Stille. In dieser Nacht fand ein Gespräch statt. Ein Gespräch, wie es nie eines geben sollte. Ein Gespräch, zwischen zwei tickenden Zeitbomben, die jederzeit explodieren und jeden, der ihnen nahestand, mit in das Loch ziehen würden.

Wie lange noch, würde sie fragen. Das wüsste man nicht genau. Ob es Trauernde geben würde.

Schweigen. Einen kleinen Sohn, fünf Jahre sei er alt. Wie wolle sie es ihm beibringen? Stille.

Langsam fährt sie über die Stelle, wo einmal rote Locken standen. Fühlt die Narben der zahlreichen Operationen. Fühlt das Schicksal, das sie beide verbindet.

Die Leuchtröhre dröhnt. Die Fremde ist fort. Sie ist wieder allein. Aber sie würden sich bald wieder sehen, jenseits des dröhnenden Lichts. Jenseits all der Schmerzen und jenseits des kleinen, fünfjährigen Jungen.

7 Minuten

„Und?“, kam es aus dem Telefon. „Ja!“ „Ja?“ „Ja!“ „Oh mein Gott, endlich!“ „Wir haben so lange darauf gewartet und jetzt ist es endlich Realität.“ Ich stieg ins Auto und klemmte mein Handy zwischen meinem Ohr und meiner Schulter ein. Ich parkte aus, fuhr vom Parkplatz und bog Richtung Norden ab. „Okay, ich fahre gerade zurück nach Hause. Soll ich noch irgendwas mitbringen?“, fragte ich. „Nein, alles gut. Du kommst jetzt nach Hause und dann feiern wir die erfreulichen Neuigkeiten nur zu zweit.“ „Holst du schonmal den Wein raus? Wir haben ihn doch extra für einen besonderen Anlass aufgehoben und ich glaube dieser ist ihm würdig.“ „Natürlich, wie lange brauchst du noch? Ich kann es kaum erwarten dich zu sehen.“ „Noch so ca. 7 Minuten schätze ich, außer ich komme wieder in einen Stau.“ „Okay, dann bis gleich. Und leg dein Handy weg, damit du mir schön unbeschadet nach Hause zurückkommst. Wir wollen die Neuigkeiten ja nicht im Krankenhaus feiern.“ „Jaja, ich pass schon auf. Auto fahren kann ich immer noch besser als du und außerdem: Habe ich schon jemals einen Unfall gebaut? – Nein, siehst du? Und ich werde damit heute garantiert nicht...“ --- Dann geschah es. Das, worüber wir gerade noch geredet hatten. Das, worüber ich mich gerade noch lustig gemacht hatte. Das, wovon ich behauptet hatte, dass mir es nicht passieren würde.

Ich spürte den charakteristischen Geschmack von Eisen in meinem Mund und das starke Pochen an meiner Schläfe. Ich sah alles wie durch einen Schleier. Alle Geräusche, um mich herum, nahm ich nur gedämpft wahr. Ich spürte den Gurt in meinen Hals schneiden. Erst dann realisierte ich, dass das Auto, in dem ich gerade entspannt über die Straße gefahren war, nun umgedreht mitten auf der Kreuzung lag. Mein Kopf dröhnte. Dann fiel es mir ein: Gerade hatte ich doch noch mit ihm telefoniert. „Das Handy müsste doch irgendwo hier liegen“, dachte ich angestrengt nach. Da sah ich es. Es war noch an. Ich glaubte er redete noch. Wahrscheinlich machte er sich unglaubliche Sorgen. Beim Versuch an es heranzukommen, merkte ich, dass ich mich nicht bewegen konnte. Aber warum? Ich war nirgendwo eingeklemmt. Meine Arme, Beine und Kopf konnte ich auch bewegen, aber wenn ich versuchte mich näher an das Handy heranzubewegen, kam ich kein Stück voran. Nach und nach wurden meine Sicht und mein Gehör wieder besser, während ich verzweifelt versuchte ans Handy heranzukommen oder zu verstehen, was er durchs Telefon sagte. Als ich dann versuchte mit meinem anderen Arm das Handy zu erreichen, stieß ich vor meinem Bauch unerwartet gegen ein Stück Metall. Es war eine Stange, die da eigentlich nicht hätte sein sollen. Eine Stange, die ich, obwohl sie meinen Körper berührte, aus irgendeinem Grund nicht spüren konnte. Nein, sie berührte nicht nur meinen Körper. Sie durchbohrte mich. Das musste der Grund dafür sein, dass ich mich nicht bewegen konnte. Dadurch war ich vom plötzlichen Rufen meines Namens, welches ich inzwischen wieder verstehen konnte, was wahrscheinlich auch der Grund dafür war, dass es mich so überrascht hat, so sehr erschrocken, dass ich mich ruckartig umdrehte, und somit einen stechenden Schmerz in der linken Seite meines Bauchs spürte. Es war genau da, wo die Stange meinen Körper durchbohrt hatte. Der Ruf, der mich so erschreckt hatte, kam aus dem Handy und, nach dem schmerzvollen Aufstöhnen, antwortete ich auch: „Ich lebe noch!“ „Gott sei Dank! Die Rettungskräfte sind auf dem Weg. Ich habe sie schon vor mehreren Minuten angerufen. Sie müssten jeden Moment da sein.“ „Ich kann mich nicht bewegen. Eine Metallstange hat sich durch meinen Bauch gebohrt, aber ich spüre sie nicht, außer wenn ich mich ruckartig hin und her bewege.“ „Hey, du schaffst das. Ich glaube an dich. Du darfst jetzt nur nicht einschlafen. Bleib einfach wach. Rede mit mir!“ „Ich versuche es, aber viel zu erzählen hab ich nicht.“ „Das ist jetzt nicht der Zeitpunkt Witze zu machen.“ „Ich dachte ich soll mich mit dir unterhalten.“ „Ja, du weißt schon, was ich meine. Du darfst jetzt nicht sterben.“ „Ich werde schon nicht an einer

Stange in meinem Bauch sterben.“ „Rede einfach weiter. Die Rettungskräfte müssten jeden Moment da sein. Warum brauchen die nur so lange?“ „Ich glaube ich kann sie hören. Hörst du sie auch?“ „Ja! Hab ich doch gesagt: Heute musst du nicht sterben. Es wird alles gut!“ Ich hörte, wie sich die Türen des Krankenwagens öffneten und die Sanitäter herangelaufen kamen. „Hallo, wie geht es Ihnen?“, fragte eine Frau, die laut ihrer Uniform, wohl der Captain zu sein schien. „An sich, bis auf die Metallstange in meinem Bauch und, dass sich mein Freund am Telefon viel Sorgen macht, ganz gut, glaube ich.“ „Ein abdominelles Trauma sollte man nicht unterschätzen.“ „Das könnte noch ziemlich knifflig werden“, schaltete sich eine andere Sanitäterin ein. „Was ist ein abdominelles Trauma?“, hakte ich nach. „Eine Verletzung Ihrer Organe“, erklärte ein dritter Sanitäter, während er nach meinem Handy griff: „Sind sie der Freund?“ „Ja, wie geht es ihm, wird er wieder?“, wollte sich mein Freund, mal wieder viel zu sorgenvoll, informieren. „Naja, es könnte knifflig werden, aber man sollte die Hoffnung nie aufgeben.“ „Nun kommen wir wieder zu Ihnen“, wandte sich der Captain mir wieder zu. Währenddessen rief die zweite Sanitäterin: „Captain, wir brauchen hier eure Hilfe! Und bringt die Metallsäge mit!“ „Ich dachte Sie seien der Captain.“ „Ja, aber nur von den Sanitätern. Er ist der von der Feuerwehr.“ Der andere Captain und seine Kollegen kamen mit einer großen Kreissäge an. „Oh!“, war die Reaktion der Herangelaufenen, sowohl verbal als auch an ihrem Gesichtsausdruck erkennbar und ich wusste nicht, ob es an der Stange, an dem Fakt, dass das Auto auf dem Kopf war oder an beidem lag. „Hmm, wir können die Stange nicht direkt zwischen Rücken und Sitz durchschneiden. Da ist zu wenig Platz.“ „Wie wäre es, wenn wir den Sitz als Trage benutzen und ihn einfach komplett aus dem Auto herausschneiden?“ „Nein, das würde zu lange dauern. Bis dahin könnten wichtige Organe schon anfangen den Geist aufzugeben.“ „Oder wir schneiden die Stange direkt hinter dem Sitz durch und ziehen ihn dann mitsamt dem Rest der Stange aus dem Sitz heraus.“ „Das scheint die zufriedenstellendste Methode zu sein. – Na dann, los! Worauf wartet ihr noch?“ Einer der Feuerwehrmänner gab mir eine Decke, um meinen Hinterkopf vor den Funken zu schützen, ein anderer schnitt den Gurt durch und fing an meinen Körper zu stützen, damit die Stange sich durch mein Gewicht nicht in mein Fleisch schneidet, und ein dritter begann die Metallstange unmittelbar hinter dem Fahrersitz durchzusägen. Ein stechender Schmerz bohrte sich durch meinen Bauch und ich stöhnte Zähne zusammenbeißend auf. „Komm schon. Du schaffst das“, sprach mein Freund mir aufmunternd zu: „Nur noch kurz, dann kommst du ins Krankenhaus und es wird alles wieder gut.“ Die Schmerzen wurden immer schlimmer. „Sie ist durch!“ „Okay, dann ganz vorsichtig!“ Die Notfallkräfte zogen mich behutsam aus dem Sitz, wobei sie sehr gut aufpassen und mich ständig halten mussten, damit ich nicht auf das Innere des Autodachs fiel. Als ich endlich draußen war, drehten sie mich um und legten mich auf eine Trage. Plötzlich fing das Blut an wie aus Strömen aus meinem Körper zu fließen. Ich spürte etwas. Etwas, das ich bisher noch nie gefühlt hatte. Etwas, das sich irgendwie angenehm anfühlte. Auf eine Weise, die nicht leicht zu beschreiben ist. Es fühlte sich befreiend an. Ich fühlte mich immer leichter und leichter, als würden all meine Sorgen, von denen ich dachte, sie nicht wirklich zu haben, sich ganz einfach in Luft auflösen. Im Hintergrund hörte ich immer leiser werdend die Menschen um mich herum reden: „Schnell, wir müssen die Blutung stoppen.“ „Wir müssen die Arterie abklemmen.“, riefen die Sanitäter hektisch, aber doch irgendwie gefasst und professionell, durcheinander. Der Fire Captain stand nur mitfiebernd daneben und... Und mein Freund... Ich glaube er begriff die Lage nicht ganz oder er wollte einfach nur nicht wahr haben was gerade passierte: „Was ist passiert? Lasst mich mit ihm reden!“ „Wir kriegen die Blutung nicht gestoppt. Wir verlieren ihn.“, erklärte die Sanitäterin: „Wir können hier nichts mehr für ihn tun. Wir haben hier nicht die nötige Ausrüstung. Wir müssen so schnell es geht ins Krankenhaus!“ „Lasst mich mit ihm reden!“, verlangte mein Freund, der vermutlich gerade an der Grenze zu einem Nervenzusammenbruch stand. Die Sanitäterinnen schoben die Trage auf der ich lag, zum Krankenwagen und der

Sanitäter mit meinem Handy hielt mir meinen Freund hin: „Warum muss das ausgerechnet uns passieren? Wir haben doch gerade so viel erreicht. Es lief doch gerade so gut bei uns. Wir haben dafür so viel gekämpft. Gib jetzt nicht einfach auf! Ich will dir nur eins sagen: Ich liebe dich – und das darfst du nie vergessen.“ Ich riss mich zusammen, sammelte meine letzten Kräfte und antwortete: „Ich...“ – weiter kam ich nicht. Es kam kein Ton mehr aus mir heraus und alles wurde dunkel. Das letzte, was ich noch mitbekam, waren das schrille Piepen, das meinen Herzstillstand deutlich machte, die Sanitäter, die anfangen mit der Herzdruckmassage zu versuchen mein Leben zu retten, die Sirene des Krankenwagens, das Hin- und herbewegen durch das um die Kurven fahren und natürlich mein Freund, der vor Verzweiflung in Tränen ausbrach und vermutlich einfach nicht glauben wollte, was gerade passiert war. Ich war tot. Das ist das, was gerade passiert war. Klinisch tot. Keine Herzfunktion, Muskelversagen, mein Gehirn machte noch seine letzten Augenblicke weiter, was aber auch nicht mehr lange sein sollte. Tot halt.

Ich ging auf eine Bar zu. Es war Nacht. Ich schaute auf meine Uhr: Halb zehn. Ich wartete auf jemanden. Warte, das hatte ich doch schon einmal erlebt. Stimmt, das erste Treffen mit meinem Freund. Es war so schön. Als würde die Zeit stehen bleiben. Wir hatten uns auf Anhieb gut verstanden. Jetzt begriff ich: Mein Gehirn zeigte mir meine Erinnerungen. Das war einer der vielen, mehr oder wenigen unnötigen Fakten, die mein Freund mir erzählt hatte: Dein Gehirn funktioniert nach deinem Tod noch bis zu 7 Minuten weiter. Alles war so schlecht gelaufen. Bis zu diesem Tag. Er hatte mein Leben verändert. Ab diesem Tag ging alles bergauf: Ich vertrug mich wieder mit meiner Familie, im Job lief alles wieder gut und natürlich hatte ich ab da einen Freund. Einen Freund, der ab diesem Moment immer an meiner Seite war. Er hat mich unterstützt und wir hatten uns von diesem Tag an ein neues schönes Leben aufgebaut. Wir gingen in die Bar unterhielten uns, tranken etwas, lachten viel, sogar sehr viel und da war dieses Gefühl: Schmetterlinge im Bauch bei jedem Satz, den er sagte, jedem Lächeln in seinem Gesicht, jedem Blick seiner wunderschönen, braunen Augen. Ich fühlte mich in seiner Anwesenheit einfach wohl. Es fühlte sich richtig an. Als hätten wir uns schon unser ganzes Leben gekannt. Es wurde kurz schwarz, wie bei einem Szenenwechsel, und im nächsten Moment liefen wir Hand in Hand eine Küstenstraße entlang. Ich begriff sofort. Es war unser erster gemeinsamer Urlaub. Wir waren zusammen im Sommer für einige Wochen in Italien. Es ist eine meiner liebsten Erinnerungen. Alles in diesen Wochen war einfach perfekt: Das Wetter, die Natur, die Menschen, die Stimmung, die gesamte Atmosphäre. Wir liefen eine steile Treppe an einer Felswand hinunter, legten unsere Sachen ab und rannten gemeinsam direkt ins Wasser. Wir badeten den ganzen Nachmittag und genossen den Moment. Als die Sonne spät abends dann unterging, setzten wir uns mit unseren Handtüchern auf einen hohen Felsen direkt am Meer und beobachteten den Sonnenuntergang. Ich weiß nichts ist perfekt, aber wenn ich etwas so nah an der Perfektion, wie möglich, erschaffen sollte, wäre es dieser Moment. Ich glaube an diesem Tag, in diesem Moment, als wir in die Ferne sahen, begriff ich, dass er es war. Der, mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen wollte und mit dem ich alt werden wollte. Wir spürten die letzten Sonnenstrahlen auf unserer Haut. Ich lag in seinen Armen. Ich spürte den leichten, warmen Wind an meinem Körper, seinen gleichmäßigen, beruhigenden Atem an meinem Kopf, die Wärme seines Körpers und den salzigen Geruch des Meeres unter dem orange-violetten Himmel. Dann wurde es wieder kurz schwarz und nun fingen alle schönen Momente meines Lebens, wie ein Film, vor meinem inneren Auge abzulaufen: Feiern mit meinen Geschwistern, meinen Freunden, meinen Eltern, oder auch meinen Großeltern, und natürlich meinem Freund. Momente, in denen mein Freund und ich nur zu zweit waren. Momente, in denen einfach irgendetwas Gutes oder Schönes passierte. Ich betrachtete mein Leben. Mein Leben mit all seinen guten Augenblicken und ich begriff: Seit diesem einen Tag ging es mir

nahezu permanent gut. Es war keine Katastrophe geschehen, niemand, der mir wichtig war, hatte mich auf jegliche Art verlassen. Ich hatte so viel Glück gehabt und hätte es wahrscheinlich sehr viel mehr wertschätzen sollen, aber was nützte es mir weiter darüber nachzudenken? Jetzt, da ich... tot war. Jetzt, da alles vorbei zu sein schien. Aber wen kümmerte es? Mein Leben war nahezu perfekt. Ich hatte alles, was man braucht, mir ging es so gut, wie fast keinem anderen. Die Momente zogen weiter vor meinem inneren Auge vorbei und schritten weiter in meinem Leben voran. Plötzlich brach es ab und es irgendwie warm. Es war dunkel, aber ich spürte ein seltsames, unbeschreibliches Gefühl. Irgendwie tat es weh..., aber auf eine gute Weise. Es fühlte sich so materiell an und plötzlich fühlte ich Luft durch meine Lunge strömen, mein Herz fing an zu schlagen und ich riss meine Augen auf.

Um mich herum war alles hell.

Untergang der Sonne

von Luca Djebba, 10b

Sie lauschte dem Rauschen der Wellen, während sie mit ihrer Freundin am Meer lag und plauderte. Die beiden amüsierten sich prächtig. Das Mädchen machte einen Witz und ihre Freundin strahlte übers ganze Gesicht. Das Mädchen lächelte ebenfalls. Wie hätte sie auch anders gekonnt an diesem wunderbaren Tag am Strand.

Sie schauten in den Himmel. Er war weit und blau, mit Wolken gesprenkelt, und spannte sich über ihre Köpfe wie ein Zelt. Mehrere Möwen segelten kreischend durch die die scheinbar schwerelose Weite und hier und dort summten Wespen und Fliegen umher. Das Blau des Himmels hatte an dem Tag einen Gelbstich. Die Farbe umgab sie rundum, und musste nur dem dunklen Grünblau weichen, dass die gischtgespickte Oberfläche der See kennzeichnet. Unter der Oberfläche geht es in die grenzenlose Tiefe, dachte sich das Mädchen. Sie hatte ein wenig Angst vor dem Meer. Es war so groß und dunkel, und überall versteckten sich schleimige und stachelige Tiere. Sogar vor Fischen hatte sie Angst. Und vor Seeungeheuern erst. Nicht mal Forscher konnten mit Gewissheit sagen, was alles in den Ozeanen haust.

Die Zwei schauten lange in das endlose Blau. Ein Schiff fuhr vorbei und ein Flugzeug flog über sie hinweg. Es wirkte verschwindend klein, wie es so weit oben dahinraste. Ob es bald den Himmel berührte? Es streifte eine Wolke. Ganz hinten, wo Himmel und Meer aufeinandertreffen, glitt ein Containerschiff träge dahin. Das berührt den Horizont ganz sicher, sagte sie. Ihre Freundin lachte ausgelassen und schlug vor, mal ins Wasser zu gehen. Das Mädchen wollte nicht mitkommen, sie hatte Angst und außerdem war das Meer kalt und schmeckte nicht. Dann sollte sie doch liegen bleiben, ihre Freundin ließ sich nicht aufhalten.

Sie tauchte erst langsam ein und dann immer tiefer. Irgendwann ragte nur noch ein Zipfelchen von ihr aus dem Wasser, einen Augenblick später war sie verschwunden. Das Mädchen war verwirrt, wo war ihre Freundin? Sie rief einige Male, aber dadurch kam die Schwimmende auch nicht wieder an die Oberfläche. Das Mädchen stand auf, zählte dreimal bis Zehn und raufte sich die Haare. Sie musste ihre Freundin retten, doch es war zu gefährlich. Sie konnte nicht gut schwimmen, es gab Wellen, giftige Quallen und Fische. Sie schrie, aber konnte sich immer noch nicht überwinden. Nach einer Weile, es dämmerte bereits, stürzte sie sich voller Verzweiflung in den tiefblauen Ozean, um die Sonne zu retten.

Laterne

- An der Schwelle zur Unendlichkeit, ein Sturz ins Ungewisse

Sie ist weg. Gestern war sie noch da, und heute ist sie einfach weg. Ohne ein Wort des Abschieds hat sie sich einfach in Luft aufgelöst, sage ich. Wer, fragt die Nacht. Na, die Laterne. Welche Laterne. Die, die hier gestern noch stand. Mir ist hier nie eine Laterne aufgefallen. Mir auch nicht.

Woher wissen sie dann, dass hier überhaupt eine Laterne gestanden hat, fragt die Nacht. Ich habe sie zwar nie angesehen, aber ihr Fehlen ist unübersehbar. Und wir sollen nun alle unter ihrem Fehlen leiden, obwohl sie sich nicht mal verabschiedet hat. Und wenn wir jetzt nachts nach Hause wollen, werden wir den Weg nicht mehr finden, entgegne ich aufgebracht. Aber es gibt doch noch so viele andere Laternen, sicherlich werden sie noch nach Hause finden, tröstet die Nacht. Nein. Weil eben nur diese Laterne direkt vor meiner Haustür steht, erwidere ich trotzig. Ach so, aber den Weg werden sie doch bestimmt noch kennen, zweifelt sie. Vielleicht, aber wer weiß, ich musste ihn noch nie ohne diese Laterne finden, sage ich.

Was, wenn ich ihn nicht kenne. Dann werde ich nie wieder zur richtigen Haustür finden. Aber es gibt doch bestimmt noch viele andere schöne Haustüren, zu welchen ihnen viele andere nette Laternen den Weg weisen würden, entgegnet sie. Das mag sein, aber mir gefällt das Taubenblau von dieser Tür nun mal am besten. Ich wüsste nicht, mit mir anzufangen. Würde mich abends eine marineblaue oder Gott verbiete, eine türkisfarbige Haustür erwarten.

Nun ja. Da kann man nichts machen, die Nacht gibt nach. Aber seien sie doch dankbar, dass sie so lange das Licht dieser Laterne genießen konnten. Sie versucht, mich aufzuheitern. Habe ich aber nicht. Mir ist sie ja erst heute durch ihr Fehlen aufgefallen. Ich habe keine Erinnerungen an sie. Und jetzt muss ich den ganzen Rest meines Lebens ohne sie verbringen, ohne sie je kennengelernt zu haben. Das ist doch völlig absurd. Das geht eigentlich gar nicht.

Ich hätte gerne gewusst, welche Farbe die Laterne hatte; weißt du es vielleicht, Nacht. Nein, leider nicht mein Freund, du musst wissen, dass mich jegliches Licht immer so schrecklich blendet. Aber schau dir doch die anderen Laternen in dieser Straße an. Sie sah bestimmt genauso aus, schlägt sie vor. Das glaube ich nicht, sage ich. Warum, fragt sie. Weil die anderen Laternen nicht meine Laterne sind. Sie mögen alle in der gleichen Straße stehen, aber meine war bestimmt ganz anders. Sie hätte mich nie zu einer türkisfarbenen Haustür geführt. So eine Schmach hätte sie sich nicht zukommen lassen. Meine Laterne kannte mich nämlich.

Und wie lang mein Leben mir ohne sie vorkommen wird. Mein von nun an haustürloses, düsteres Leben. Wie lang werden die Nächte sich ziehen, in welchen ich ziellos durch die Straßen ziehe auf der Suche nach meinem Taubenblau. Und wie lange werde ich warten müssen, bis das Sonnenlicht an ihre leere Stelle tritt, um mir den Weg zu weisen.

Die Nacht stockt. Was, frage ich. Sie zögert. Nach einer Weile des Schweigens sagt sie, ich kann dich sehen. Und, frage ich. Ich kann dich auch sehen. Das mag sein, aber ich sehe einen kleinen weißen Flusen in deinem Haar. Wo, frage ich, während ich versuche, ihn aus meinen Haaren zu fischen. An dem Punkt auf deinem Scheitel, der am hellsten beleuchtet ist. Ich stutze.

Du stehst im Licht, mein Freund.

An der Swelle zur Unendlichkeit - Ein Sturz ins Ungewisse?

Eine Kugel aus Eisen, so groß wie die Erde von der ich kam. Eiskalt. Kälter als eis, so kalt wie das leere graue Weltall. Es gibt keine Sterne mehr, alle sind in langsam zerfallende schwarze Löcher kollabiert. Die weiße und rote Zwerge, die zu klein waren sind durch ihre Elemente fusioniert, bis alles nur glühend heißer Eisen und abgeworfenes Gas war. Jetzt ist das Eisen kalt, die Hitze durch einsame Infrarotphotonen weggestrahlt, die ewig ins Ungewisse verbannt sind. Aber der Druck ist noch da und in einem Tempo so langsam, das zahlen es nicht beschreiben können, fusieren die Eisenatome, einer nach dem anderen.

Das Universum breitet sich jetzt durch die dunkle Energie so schnell aus, dass kein Licht von anderen Galaxien mich erreichen kann. Alles ist still. Ich sitze in hohem Umlauf, damit das Gas über den Trilliarden Jahren mich nicht abbremsen kann, alle Systeme im Tiefschlaf.

Weit im Innern breitet sich eine Welle aus. Die Welle ist jede mögliche Position des Protons, und jetzt ist es plötzlich neben einen anderen Protonen. Die zugehörigen Atomkerne ziehen sich an und: Fusion! Jahre vergehen und nichts scheint sich zu tun, doch Nanometer für Nanometer, wird der Schwarze Zwerg immer kleiner, immer Dichter, immer schneller. Der Druck nach innen hat den kleinsten Vorteil gegen die Abstoßkraft der Elektronen, aber Desto enger das Eisen wird, desto stärker die Schwerkraft wird und umgekehrt. Für ein Paar Minuten scheint die Eisenkugel einfach in sich hinein zu schrumpfen, bis es heiß genug wird und zum ersten mal in einer Ewigkeit, Licht aus dem toten Stern strahlt. Das Licht wird immer stärker.

Die Lichtteilchen treffen erst vereinzelt wie Regentropfen auf meine Solaranlagen, höchstens genug um die Glasoberfläche um einen Grad zu erwärmen, aber aus dem Tröpfeln wird Regen, und aus dem Regen wird Gewitter, bis ein gewaltiger Sturm an Licht in mein System strömt. Elektronen werden einer nach dem anderen aus ihre Schalen gelenkt und es fließt Strom. Meine Systeme springen an und das neurale Netzwerk, das ich bin, wird Langsam wieder zum Leben erweckt.

Ich denke an meine Herkunft und an meinen vielen Geschwistern. Tausende andere letzte Hoffnungen. Die die um schwarze Löcher gekreist haben sind jetzt alle tot, aber es gibt andere wie mich. Ich kann nur raten wie viele genug Glück und genug mathematische Präzision hatten um jetzt noch, wie ich durch das All zu fliegen. Es ist eh egal. Wir sind alle örtlich und zeitlich unmöglich weit voneinander entfernt. Immer noch in der gleichen Galaxie aber weit genug, dass es keine Hoffnung für ein Treffen gibt. Vielleicht ist es sogar besser in ein Neutronenstern oder Schwarzes Loch verschluckt zu werden, als ewig bei minus 273 Grad im Nichts rumzuschweben.

Meine Schaffer wollten, dass ich als Letztes denkende Wesen im Universum jedes Meisterwerk der Kunst und Musik, jeden Film, jede serie, jedes video, jede sprachnachricht, jedes Buch, jedes Comic, jedes Brief, jedes Kochrezept und jedes Geburtszertifikat, betrachte, lese, höre und schauhe, bevor die Letzte Energie des Supernovas unter mir verschwindet, und das Universum endlich ruht. Ich verstehe nicht die Carbon-basierten

Wesen, die mich gebaut haben, aber mir bleibt nichts weiteres übrig als sie zu horchen, bis das Licht verschwindet, alles verstummt und kalt wird, und Ich alleine an der Schwelle der Unendlichkeit stehe.

Er steigt aus dem Auto. Das Kuscheltier lässt er auf dem Sitz, es wird auf ihn warten. Er würde es gerne mitnehmen. Mit ihm fühlt er sich sicher. Mama steht schon auf dem Fußweg. „Komm“, sagt sie, „du brauchst keine Angst zu haben“. Aber er hat Angst, ein bisschen zumindest. Seine Freunde sind bestimmt schon drin. Die freuen sich schon, haben sie gesagt. Dann sind wir auch wie die Großen, haben sie gesagt. Er glaubt das nicht so richtig, die Großen sind ja immer noch älter. Er nimmt die Hand seiner Mama. Gemeinsam gehen sie zum Eingang. Herzlich Willkommen, steht darüber. Sie drückt ihm die Tüte in die Hand. „Das ist deine, du musst sie halten.“ „Wann darf ich reinschauen?“ „Später, mein Schatz. Jetzt müssen wir erst mal den großen Raum finden. Ein bisschen schneller, wir sind schon spät dran.“ Das kann gut sein, denkt er. Außer ihnen läuft keiner durch den Flur. Warscheinlich haben sie schon ohne ihn angefangen. Das fühlt sich komisch an. Er weiß eigentlich gar nicht, was gleich kommt. Die Anderen haben alle große Brüder oder große Schwestern, die haben bestimmt schon erzählt, was alles passiert. Er selbst hat aber keine großen Geschwister. Deswegen weiß er gar nicht, was er erwarten soll.

An der Decke hängt ein weißes Schild mit gelbem Rand. AULA steht da drauf, mit einem Pfeil nach links daneben. Lesen kann er schon ein wenig, das macht ihm Spaß. Wenn man noch nicht so gut lesen kann, bekommt man das hier aber auch beigebracht.

Am Ende des Flurs ist eine Tür aus Glas. Mit seiner Mama an der Hand geht er auf die Tür zu. Ein paar Kinder kann er schon sehen. Je näher er kommt, desto mehr Kinder sieht er. Manche kennt er schon, die meisten noch nicht. Vor der Tür bleiben sie stehen, Mama klopft. Dann drückt sie vorsichtig die Tür auf.

Er lässt seinen Blick durch den Raum wandern. Insgesamt sitzen dort bestimmt 100 Kinder, vielleicht sogar noch mehr. Vorne steht eine Frau in blauer Kleidung.

„Guten Morgen! Es geht gleich los, setz dich besser schnell hin.“ Er muss die Hand seiner Mama loslassen. Sie klopft ihm auf die Schulter. „Du schaffst das“, flüstert sie.

Langsam geht er an den Stuhlreihen vorbei. Alle schauen ihn an. Der erste Platz der zweiten Reihe ist noch frei, dort setzt er sich hin, die Schultüte fest umklammert. Die Frau vorne beginnt zu sprechen.

„Von diesem Moment an seid ihr alle zwölf Jahre lang Schulkinder. Es wird sicher vieles neu für euch sein, aber das wird eine ganz tolle und aufregende Zeit für euch.“

Er denkt nach. Zwölf Jahre, denkt er. Das ist schon eine sehr lange Zeit.